

# Der Glückfinder : Erzählung

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **198 (1919)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374612>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Die Glungenbäuerin, von einem Besuch aus der Stadt heimkehrend.

uns das prächtige Weib als reiche Bäuerin vorzustellen. Sie wird, aller irdischen Sorgen entledigt, als Gattin, Mutter und Leiterin eines großen Hausstandes ihre Gaben des Herzens zur reichen Entfaltung bringen können. Sie wird der Engel des

Hauses und der Armen sein. Den reichsten Gewinn von der glücklichen Wendung der Dinge wird aber der alte Hagelhaus davontragen. Er wird endlich finden, was er bis in sein hohes Alter vermißte: die Liebe in traulichem, sonnigem Heim. *Freih Eberfeld.*

## Der Glückfinder.

Erzählung von Alfred Huggenberger.

Man kann an einem Menschen oft Jahre lang vorbeigehen, ohne daß man etwas von ihm weiß. Man kann neben ihm auf dem Felde schaffen und über die Marklinie hinweg vom Wetter plaudern und von den Jahresaussichten. Aber die Worte gehen leer und ohne Werbewillen hinüber und zurück. Das macht, es ist da irgendwo ein unsichtbares Mauerlein aufgerichtet, keiner begehrt den andern in sein heimliches Gärtchen hineinblicken zu lassen. Man redet gewissermaßen nur mit einander, um sich gegenseitig nichts sagen zu müssen.

So ist es mir die längste Zeit mit dem Simon Kestler auf dem Holdergarten ergangen. Von Anfang an habe ich ihn zu den Mißgeschickten gerechnet, an denen man mit einer gewissen Ueberlegenheit vorbeigehen

darf. Nicht jeder hätte sich noch in den sogenannten verständigen Jahren überschwachen lassen, sein sauer zusammengescharstes Kleingeld an das Halbgütlein auf dem Holdergarten zu hängen, auf dessen fruchtbarem Umgelände die reichen Dorfbauern ihr Korn mähen, während der Simon mit seinem Dungkarren fast eine Viertelstagsreise hinter sich tun muß, um den äußersten seiner über den ganzen Gemeindebann verstreuten Ackerstreifen und Wiesenriemen zu erreichen. Aber der Güterhändler Rebstein, dem der Holdergarten ganze drei Jahre lang an den Fingern klebte, hat doch nach der Fertigung lachend bekannt, man dürfe sich im Leben getrost hin und wieder eine Dummheit erlauben; denn selbst der Zweitdümme treffe auf der Welt immerhin einen noch dümmeren an.

Item, der Simon Kestler hat es auf dem Hordergarten gemacht, wie man so sagt. Wenn auch oft in Bedrängnis, er hat sich über Wasser gehalten. Weniger mit der Kunst, viel einzunehmen, als mit der, wenig auszugeben und dabei hat man ihn allzeit bei gutem Mut getroffen. Es kann vorkommen, daß er zur Sommerzeit einen lieben Sonntagnachmittag lang bei einem reifen Kornäckerlein sitzt und an jeden Feldgänger mit den Augen die verschwiegene und doch schier überlaute Frage richtet: „Hast du auf der ganzen Welt schon so ein Korn gesehen? ...“

Während der vergangenen Weihnachtstage ist mir der Simon Kestler unversehens ein wenig näher gerückt. Ich weiß jetzt soviel von ihm, daß in Zukunft kein Mäuerlein mehr zwischen uns ist, wenn wir neben einander auf dem Felde schaffen. Und wenn ich ihn im Sommer wieder einmal auf dem Rasenbüddchen bei seinem Kornäcker treffe, werde ich mich ohne Weiteres neben ihn hinsetzen, auch auf die Gefahr hin, daß ihm die Worte just nicht feil sind. Ich weiß, daß ich doch mehr von ihm lernen werde, als er von mir.

Man muß sich einen Winterwald denken mit Rauhrefis am schwerer niederhängenden Tannengeäst. Auf dem gefrorenen Karweg klappern die Holzschuhe zweier Bauern, deren jeder ein Weihnachtstännchen unterm Arme trägt. Der eine von ihnen bin ich, der andere der Simon Kestler. Sein Bäumchen ist so gering und dürrtig, daß ich es nicht einmal am Weg aufgesehen hätte. Man sieht ihm an, daß es sich seit Jahr und Tag aufs Weiterwachsen besonnen, und dabei vor lauter Studium seine Stunde verpaßt hat. Nichtsdestoweniger muß der Simon alle zehn Schritte stillstehen und sein Tännchen mit ausgestreckter Hand vor sich hinhalten, um es mit viel Liebe und Wohlwollen zu mustern, worauf er mir jedesmal über die gelben Zweiglein hinweg einen Blick zuwirft, als hätte er eben den blauen Vogel gefangen.

„Der Mensch muß ein Glück haben,“ bringt er zuletzt heraus. „Wenn ich mit drei Laternen nach so einem Christbaum gesucht hätte, ganz sicher hätt' meine eigene Nase einen Schatten gemacht und ich wär' an ihm vorbeigegangen. Und nun stellt sich mir das Tännlein förmlich in den Weg! Beim Namen hätt' es mich gerufen, wenn ich es hätt' übersehen wollen.“

Eigentlich, wenn ich mein Leben recht ins Licht nehme, mir ist's nie auf einen Tag anders gegangen. Mit Nichtsuchen hab' ich gefunden, mit Nichtswollen hab' ich den Fang getan! Wie mancher ist neben mir auf allen Bieren die Profithalbe hinaufgeklettert und hat oben eine taube Nuß gefunden. Ich sag's ja: ein Glück muß der Mensch haben.“

Ich frage den Simon so im Weitergehen, warum er denn immer noch sein Weihnachtstännchen haben müsse, obschon ja sein Jüngster bereits an der Eisenbahn schaffe, und die andern gar schon ausgeflogen seien.

Darauf steht er still und sieht mich mit schleifem Blick von der Seite her an, wie wenn er mich auf Herz und Nieren prüfen wollte.

„Ich möcht' euch das gern weiß machen,“ bringt er endlich vor. „Aber wenn's mir dann nicht gelingt, werdet Ihr das Gesicht nach der Hagseite wenden, damit ich Euch nicht lächeln sehe. Es gibt Leute, die die merkwürdigsten Dinge erleben. Aller Welt möchten sie davon erzählen, fast den Deckel sprengt es ihnen ab. Aber entweder bringen sie die rechten Worte nicht zusammen, oder die Andern sind dumm und taub; wenn man fertig ist fragen sie: Ja

— und jetzt? Wann kommt denn die Geschichte? ... So ist's mir auch schon ergangen. Drum will ich lieber bloß sagen; weil wir das nicht anders tun, ich und meine Frau. Darum muß bei uns Weihnacht nicht bloß Weihnacht heißen! Ohne Richterbaum wird es bei uns nie abgehen. Wir müßten sonst am Ende glauben, wir hätten uns aufeinander vergessen.“

Ich hab' ihn nicht weiter bedrängt, hab' aber wohl bemerkt, daß er sich im Heimlichen mit etwas Mühe macht.

„Wenn wir halt langsamer gehen würden — vielleicht daß ich es heut' doch zuweg brächte,“ meint er jetzt. „Halt weil mir der Tag paßt und sich just etwas jährt. Nur daß wir dann etwas langsamer gehen müßten, wir sind sonst vor der Zeit bei meinem Höflein unten.“

Bereitwillig kürze ich den Schritt und er fängt zögernd an:

„Ich bin ungefähr zweiundzwanzig gewesen, da hab' ich die Augen an ein Nachbarskind verloren. Bloß die Augen, mit dem Verstand bin ich viel zu weit gewesen, als daß ich nicht genau gewußt hätte,



wir zwei passen zusammen wie Spaz und Wiedehopf. Denn die Lina hat es hoch im Kopf gehabt, ob schon sie wie ich mit Armsein groß geworden war. Kaum daß ich ihr von meinem guten Willen etwas zu merken gab, hat sie mir mit knappen Worten herausgesagt, gegen das Gernhaben wolle sie nichts einwenden, aber wenn einer nicht über zwölf Rühre zu befehlen habe, könne er ihrthalben dem Mond auf die Hörner sitzen. Darauf bin ich meiner Wege gegangen und hab' die Lina auf ihren Herrenbauern warten lassen, der ihr zu seiner Zeit auch richtig geworden ist, freilich nicht ohne daß sie mit den zwölf Rühren ein verschrumpfes Gesicht und ein graues Stoppelbärtchen hat in den Kauf nehmen müssen.

Ich meinerseits hab' um ihre roten Backen die meinen nicht bleich werden lassen. Es kann auf der runden Welt, so lang man Kartoffeln hackt und Speck in grünen Bohnen siedet, keinem Knechtlein und keinem Türkenkaiser wohlher gewesen sein als mir. Denn mit dem Bergangenen war ich fertig und ums Künftige machte ich mir wenig Sorgen. Meines Vaters Wandersagen hieß: „Mit dir ist nichts und aus dir wird nichts, sieh bloß zu, daß du dich nicht um nichts hinterfinnst!“ Denn ich hatte noch als großer Schlingel nur mit halber Lust an die Arbeit hingewollt und lieber den Käfern, Schnecken und Ameisen zugehört.

Freilich, mit der Zeit hab' ich mir auch gemerkt, daß man das Guthaben mit Böshaben verdienen kann, und so wie ich gewachsen war, hab' ich nicht Angst haben müssen, beim Schaffen auseinander zu fallen. Im Gegenteil, wo es scharf zuing, da konnte ich meinem Hochmut ein Freudlein antun, weil ich beim Müdewerden doch immer der letzte war. Und wo man sich Zeit ließ und den Feierabend auch zum Tag rechnete, da nahm ich das Guthaben als ein gottverdientes Geschenk ohne Widerrede hin. Ich hielt mich in jener Zeit für den zweitklügsten Menschen auf der Welt und anerkannte neben mir nur noch meinen Lehrmeister in der Lebensweisheit, einen alten Ackerknecht, der sich gemächlich an den Spruch hielt, man müsse das Leben wie eine Traube essen, jeden Tag eine Beere; nur ja das Weibervolk nicht zu nah lassen, sonst habe man bald nur den leeren Trappen in der Hand.

Zu einem ganzen Querkopf hat's mir freilich nicht gelangt. Allzeit hab' ich doch lieber hinter hübschen Mädchen her Garben aufgebunden oder Dungstroh von den Wiesen gerecht, als neben einem alten Griesgram buchene Stöcke gespalten. Aber wenn mich das Wandern ankam und ich gern um ein Dorf oder um zehne weiterzog, so hat mich keine Marliese und kein Bethli auch nur um eine Stunde aufhalten können.

So ging alles glatt hin, bis ich eines schönen Septembertages um den Sommersberg herumkam und auf dem Wehrhose ob Fneichen Arbeit nahm. Nicht weil mir die Gelegenheit gefiel, sondern weil ich da durch irgend eine Fensterscheibe ein hübsches Lärchen sah. Mit andern Worten: ich hab', wie immer, das gute Vögelchen sorgen lassen und mich nebenbei meiner Dummheit anvertraut. Wer in einer Glückshaut geboren ist, der darf sich das leisten.

Auf dem Wehrhose war es so bestellt, wie an allen Orten, wo man die Birnen höher pflücken will, als der Baum ist. Nach außen gab man es steif und geschwollen, und inwendig streckte die Dürftigkeit ihre Hörnlein heraus. Man kann auch getrost sagen: die Gemeinheit.

Von der eigentlichen Herrschaft wollte Niemand recht ans Schaffen hin. Die Mutter des Meisters, die in Wirklichkeit auf dem Hof das Regiment führte, war zu alt, und seine Schwester, die Brigitte, zu frühnehm dazu. Eine hochmütigere Gärnase hab' ich in meinem Leben nicht kennen gelernt; wegen ihrem blöden Engelsgesicht, das mich durchs Fenster zum Narren gehalten, hätt' ich schon am dritten Tag die Wanderschuhe binden können. Sie war eben aus dem Welschland heimgekommen, wo sie den Anstand gelernt hatte und machte nun jeden Sonntag Besuche bei auswärtigen Pensionsfreundinnen, um, wie der Melker spöttelte, mit Gelegenheit in eine rechte Familie hinein zu kommen.

Der Meister war meistens abwesend. Auf dem Güterhandel, hieß es. Freilich, im Dorf wollte man wissen, er müsse bloß den Treibhund spielen für die, die das Geld in Händen hätten.

Wenn die Brigitte sich hin und wieder einmal aufs Feld verirrt, so mußte sie immer auf ihr windiges Schuhzeug acht geben und auf die gebügelte Trägerschürze. Wenn sie sich zum Kartoffeln auflesen bücken sollte, sah sie erst die längste Zeit ihre weißen Händlein an. „Das kann eigentlich die Frau machen,“ sagte sie dann und ging wieder, woher sie gekommen war.

Es gab nämlich auf dem Wehrhose eine „Frau“. Der Meister, ihr Mann, nannte sie nie bei ihrem Namen „Anna“, er nannte sie „die Frau“. Seine Mutter sowie Brigitte nannten sie „die Frau“. Aber alle drei nahmen sie das Wort ohne Achtung, mit einer gewissen wegwerfenden Verächtlichkeit in den Mund. Es brauchte einer keinen Tag auf dem Hofe zu sein, so wußte er, daß „die Frau“ gewissermaßen das Schicksal des Hauses bedeutete. Sie zählte nur insoweit zur Familie, als sie eben „die Frau“ war. Auch das Wickelkind, das im hoffärtigen Stubenwagen lag, war ihr Kind, nicht das des Hauses. Ich habe nie gesehen, daß sich der Meister, sein Vater, oder die alte Bäuerin mit Willen um die Kleine gekümmert hätten. Am wenigsten Brigitte, die jedesmal die Nase rümpfte und Grimassen schnitt, wenn sich das Würmchen durch Krähen bemerkbar machte, oder wenn etwas geschehen war, das bei solchen unbeholfenen Menschlein zur Tagesordnung gehört. „Der Fraß schreit kein Gold,“ keifte die Wehrhoferin, so oft „die Frau“ etwa auf das Gewimmer des Kindes vom Garten oder vom Stall herauskam, um nach ihm zu sehen. „Man würde glauben, unsereins wäre erst gestern auf die Welt gekommen, daß man einem nicht einmal so einen Würzel anvertraut. Der wird schon verzogen werden müssen, ehe er recht auf der Welt ist.“

Noch lauter ging es im Hause zu, wenn der Bäuerin etwa vom Melker hinterbracht wurde, die Frau habe wieder hinterrücks für den Schreihals Milch aus der Tanse geschöpft. „Wenn uns der Freßsack doch

mit Gewalt arm machen muß," hieß es, "so könnt Ihr ihm das Futter ja mit dem Trichter einschütten!"

Es konnte überhaupt auf dem ganzen Betrieb nichts ungeschicktes geschehen, ohne daß „die Frau“ daran schuld war. Wenn ein Mutterschwein umstand, hatte sie ihm die Schlampe zu heiß in den Trog geschüttet; und wenn ein anderes die Ferkel zertrat, so hatte man das der Gleichgültigkeit der „Frau“ zu verdanken. Kartoffeln hätte man in jenem Herbst um die Hälfte mehr bekommen, wenn „die Frau“ nicht so liebevoll gehakt und damit auch das Gefinde zum Pflügen angehalten hätte.

Die „Frau“ nahm alle diese Dinge mit schier unheimlicher Gelassenheit hin, ohne je einen Laut der Widerrede hören zu lassen. Sie saß bei Tische schweigend wie eine Sklavin neben den andern; selbst die Luft in der Stube schien sie als ein Almosen einzusatmen. Wenn sie etwa auf eine Frage Bescheid geben mußte, tat sie es klein und unsicher wie eine eben zurechtgewiesene Magd.

Diesen Rang hatte das kleine scheue Ding mit den rissigen Arbeits Händen und dem schmalen, müden Kindergesicht auch, wie ich bald wußte, vordem auf dem Hofe eingenommen, bis zur Verheiratung, die erst wenige Wochen vor ihrer Niedertunft vor sich gegangen war. Die Bäuerin machte sich fast jeden Tag, sogar vor den Ohren der Diensthöfen, die bittersten Selbstvorwürfe darüber, daß man die blinde Dummheit begangen und so eine Person in die Familie genommen habe. Denn eine Person sei sie eineweg gewesen, mit einem rechten Mädchen wäre das dem Julius nie passiert. Man müsse sie ja verbergen, wenn ein fremder Mensch ins Haus komme. Und das Kind sehe ihr schon auf den Nagel ähnlich. Man wisse überhaupt nicht einmal — —, ja, das andere könne man sich ihretwegen denken.

Im Dorf drunten bekam man allerdings die Sache anders ausgelegt. Auf die schöne Erbschaft sei es abgesehen gewesen, die der verwaisten jungen Magd damals in sicherer Aussicht gestanden. Ja, wenn ihr Vetter, der Kreher am Hochberg, nicht noch mit 73 Jahren verunglückt und sein ganzes Gut einem hergelaufenen Frauenmensch angehängt hätte.

Im Anfang blieb ich auf dem Wehrhofe so ziemlich auf mich gestellt. Ich machte mir so meine Mei-

nung über alles und redete mir daneben ein, was mit der Herrschaft sei, könne mir so breit sein wie lang. Bis es mir halt dann mit der Zeit doch zu dick wurde, besonders wenn ich die „Frau“ oft neben der Arbeit heimlich weinen sah; vielleicht weil sie im Spätherbst beim Obstlesen und Rübeneintun des schlechten Wetters wegen das Kind nicht mehr wie sonst mit aufs Feld nehmen konnte. Als ihr die Bäuerin wieder einmal beim Mittagessen einen bösen Auftritt gemacht hatte, sagte ich der Vielgeduligen nachher offen heraus, daß sie sich zu viel gefallen lasse. Der Herrgott werde ihr das Mundwerch eineweg auch für irgend einen Zweck gegeben haben, und wenn sie die Ungerechtigkeit so weitergeben lasse, werde man zuletzt auf ihrem Charakter Erbsen dreschen.

Sie blieb mir den Bescheid eine gute Weile schuldig.

Es sei jetzt halt so, wie es sei, meinte sie dann, und sie werde schon selber sehen müssen, wie sie am besten fertig werde. Aufbegehren nütze an so einem Ort nichts. Das Kind müßte es höchstens entgelten. Wenn dann das Maß voll sei, werde es von selber überlaufen.

Von da an hielt ich ihr meinen Rat nicht mehr feil. Ich konnte auch wohl bemerken, daß sie

mir manchmal aus dem Wege ging, was mir fast wehtat. Denn ihr junges Leid gab mir nach und nach im heimlichen mehr zu tun, als ich mir selber gestehen wollte. Wegen ihrer merkwürdigen Art, sich zu schicken, konnte man ihr böse und gut im gleichen Augenblicke sein. Manchmal, wenn sie in einer unbewachten Minute das Kind herzte und mit ihm eine kleine Glücksfestfeier hielt, bekamen ihre Augen einen schönen Glanz, und man konnte innerlich darüber in Wut geraten, daß sie so einem blöden Gauch angehören mußte.

Du kannst an so einem Ort nicht bleiben, sagte ich mir, sonst könntest du am Ende aus der Redlichkeit herauskommen

Aber da war noch das Dreschen vor der Tür, und das Fruchtsäubern, wo sie sicher jeden Tag vom Morgen bis zum Abend dabei war. Und dann war fast gar kein Kleinholz bereit für den Winter. Wer hätte da alles sägen und aufschneiden müssen, als die „Frau“?

So ging auch das Spätjahr zur Neige und die Feiertage waren da.



Am Vorabend des Weihnachtsfestes saßen der Melder und ich nach täglicher Gewohnheit nach dem Füttern bei Most und Brot in der Stube. Das Kind schlief im verhängten Bettchen, und die junge Frau war daran, auf dem Seitentisch ein Christbäumchen zu rüsten, das, so klein es war, doch die ganze Stube mit seinem süßen, starken Tannengeruch füllte. Bereits hatte sie ein paar Schillerkugeln an die Zweige gehängt und zu oberst ein kleines, blaues Engelchen mit weißen Flügeln festgebunden.

Da stand unversehens die alte Wehrhoferin in der offenen Türe. Die Lippen zusammengekniffen, wortlos vor Staunen sah sie bald die Sohnsfrau an, bald das zierliche Tännchen auf dem Tische, bis sie zuletzt doch die Rede fand.

„Wer hat so etwas befohlen?“ fragte sie kurz und scharf.

Die Frau sah sich ruhig nach ihr um. Es war als ob der lang zurückgedämmte Wille sich plötzlich in ihr emporgerichtet hätte.

„Ich hab' es von mir aus getan,“ sagte sie leise aber bestimmt.

Die Bäuerin schäumte fast vor Wut. „So ein Blödsinn kann natürlich nur Euch einfallen!“ geiferte sie, indem sie rasch nach vorn trat. „Was versteht das einfältige Würmlein da von einem Christbaum!“

Mit groben Händen riß sie den Schmuck vom Bäumchen weg und warf dieses durch ein geöffnetes Fenster auf den Hof hinaus.

Die junge Frau hatte sich zuerst mit einer unsicheren Handbewegung gegen die Zerstörung wehren wollen. Nun stand sie da wie gefroren, das Gesicht weiß, die Augen starr auf ihre Beinigerin geheftet. — Dann stieß sie plötzlich ein trockenes Lachen aus. Sie trat langsam zur Wiege hin, nahm das schlafende Kind mit leiser Sorgfalt samt dem Kissen zu sich und ging festen Schrittes nach der Nebenstube hinüber, deren Türe sie hinter sich verriegelte.

„Ja — koldert zusammen, ihr zwei, meinertwegen bis auf tausende,“ gistelte die Alte hinter ihr nach, aber nur unter der Stimme, sie war doch über dem seltsam entschlossenen Tun der Schwiegertochter etwas unsicher geworden. —

„Ihr solltet Euch vor dem Teufel schämen!“ fuhr ich jetzt grob heraus, so wie mir der Zorn die Worte in den Mund gab.

Die Wehrhoferin riß Mund und Augen auf. „Ahaa,“ sagte sie gedehnt. „Ich muß einen Knecht fragen, was ich zu tun habe? Ihr könnt morgen gehen.“

„Heut' noch, wenn's Euch lieber ist,“ gab ich zurück. „Nach so einem Haus bekommt man kein Heimweh.“

Raum eine halbe Stunde später schritt ich durch die kühle, regnerische Nacht, die gar nichts von Weihnachtsstimmung hatte, nach dem Dorfe hinab, mit dem Vorhaben, beim Wirt Pleischer ein Wägelchen zum Abholen meiner bereits gepackt auf der Dachkammer liegenden Kleiderkiste zu entlehnen.

Als ich schon die ersten Häuser erreicht hatte, fiel mir plötzlich das unheimliche Lachen wieder auf die Seele, mit dem die junge Wehrhoferin vorhin an das Kinderbettlein hingetreten war.

Ich mußte die Schritte anhalten. Wenn da oben jetzt etwas Schweres geschah? ... Sollte ich nicht wenigstens diese Nacht noch im Hause bleiben?

Ohne langes Ueberlegen wandte ich mich um und schritt wieder gegen den Hof hinauf. Ungefähr auf halbem Wege kam mir jemand durch die Dunkelheit entgegen. Es war die junge Frau, die das sorgfältig mit einer Wolldecke geschützte Kind fast wie einen Täusling auf den Armen trug.

Seltamerweise wußte ich in der ersten Sekunde, was sie im Schild führte. Es war, als hätte es mir jemand laut in die Ohren hineingeschrien.

Sie erkannte mich gleich und rief mich mit gedämpfter Stimme beim Namen. Es freute sie recht, daß sie mir noch die Hand geben könne, sagte sie leutselig, aber im Flüsterton, um das Kind nicht zu wecken. Denn auf dem Wehrhose werde man sie nicht mehr sehen, es sei jetzt genug. Vorläufig wolle sie es bei Verwandten in Gräpnach probieren.

So unbefangen sie sich zu geben suchte, ich merkte bei jedem Wort, daß sie log. Und daß ihr Herz zitterte bei dem Gedanken an das, was sie vorhatte.

Wir wünschten uns gegenseitig Glück. Sie dankte mir noch mit klaren Worten dafür, daß ich immer recht zu ihr gewesen sei.

Ich ließ sie eine kleine Strecke weitergehen, und schlich ihr dann vorsichtig nach. Aber als sie, wie ich vorausgesetzt, in den Fußpfad nach dem großen Mühlweiher einbog, wandte ich mich schräg über die Wiesen hin und schnitt ihr den Weg ab.

Sowie sie das bemerkte, fing sie zu laufen an; doch ich war schneller und holte sie bald ein.

„Es geht nicht — — Ihr dürft das nicht tun!“ wehrte ich keuchend, indem ich sie leicht am Arme festhielt.

Sie suchte meine Hand mit fiebernden Fingern loszulösen. „Geht von mir weg!“ rief sie scharf und feindlich. „Mir hat niemand mehr zu befehlen!“ Sie tat so laut und heftig, daß ich fürchtete, es sei mit ihrem Verstand nicht mehr recht.

Ueber dem lauten Reden war jetzt der Säugling in seinem Kissen wach geworden und machte sich durch kräftiges Schreien bemerkbar. Sie setzte sich auf das Rasenbord, hinter dem man das schwere Wasser über das Wehr fallen hörte, und suchte das Kind mit Schmeicheln und Kosen zu beschwichtigen; allein es wollte ihr nicht gelingen. Und nun brach auch sie in herzbrechendes Weinen und Schluchzen aus.

Ich stand da und zermarterte mir umsonst das Gehirn nach einem Wort des Trostes und der Beruhigung. War es vielleicht doch ein Unrecht, daß ich ihr in den Weg getreten war?

Endlich fand ich den Mut, ihre freie Hand zu fassen. „Ich bin nur ein Knecht, aber ich mein' es gut mit Euch,“ sagte ich eindringlich.

Die leise Berührung und das aufrichtige Wort schienen ihr mit einemmal die klare Besinnung zurückgegeben zu haben. „Ihr seid der einzige Mensch, den ich noch habe und der mich nie verachtet hat. Das weiß ich schon. — Aber wenn Ihr mir dennoch nicht helfen könnt?“ Sie sagte das so ruhig und gefaßt, als sei sie der großen Erregung ganz Herr geworden.

Ich bückte mich zu ihr hin und sie ließ es geschehen, daß ich das Kindlein aus ihren Armen nahm, worauf es sich merkwürdigerweise sogleich zufrieden gab. „Kommt jetzt mit mir, wir wollen ihm für ein warmes Bettlein sorgen,“ bat ich, und sie folgte mir ohne Widerrede. „Jetzt glaub' ich, es hat doch nicht sein müssen,“ sagte sie nach einer Weile im Gehen wie zu sich selber. Vielleicht weil auf mein Kindlein irgendwo auf der Welt ein guter Tag wartet. . . .“

Auf dem Wege nach dem Dorf hinab legte ich ihr einen Plan vor. Ich wollte sie und das Kind morgen zu meinen Eltern nach Unterbuchen bringen. Und einen kleinen Christbaum müsse sie ihm da auf den Abend rüsten. Unter einem Weihnachtsbaum habe man immer die besten Gedanken; da werde man dann ganz gut Rat wissen, wie es mit dem Künftigen zu halten sei.“

Der Simon hielt mit Erzählen inne. Wir waren unvermerkt gegen den Haldergarten hinabgekommen. „Die Geschichte ist freilich noch nicht ganz fertig,“ sagte er. „Wir sind halt ein wenig zu schnell gegangen. Aber Ihr werdet mich nun wohl doch nicht mehr fragen, warum ich und meine Frau Anna jedes Jahr unsern Weihnachtsbaum haben müssen.“

Meine Geschichte ist noch nicht fertig. — Ich könnte euch freilich noch allerlei berichten. Zum Beispiel wie ich die Brettlein zu meinem gelben Kleiderkoffer auf dem Wehrhofs zusammengelesen habe, die mir der Melker David über den Fenster Sims der Dachkammer auf die gepflasterte Hofreite hinabwerfen mußte. Wie mir der Wirt Pletscher zu Fneichen ohne jede Sicherheit das Geld für den Prozeß geliehen, nur dem Wehrhofer zuleid. Denn dieser Fuchs tat zuerst, als ob es ihm nicht am Scheiden gelegen wäre. Bis ihn halt dann mein Advokat sauber in die Schuhe gestellt und vor dem ganzen Gericht zu Schanden gemacht hat.

Freilich, wir haben uns dann noch lang nicht wohlsein lassen dürfen, ich und die Anna. Jahr und Tag haben wir uns das Brot vom Munde abgespart, bis es uns zur Anzahlung auf dieses Höf-

lein da gereicht hat. Daß es just der Haldergarten sein mußte, das hat vielleicht allein das schöne Christbaumhölzchen da oben gemacht und der wohlklingende Name „zum Haldergarten.“ Der Mensch hat so seine Eigenheiten. Und ich hab' mich wie immer in meinem Leben auf das Sprüchlein verlassen: Wer ein Glücksnarr ist, dem kann keine Sache ganz fehlschlagen.

Den Buckel haben mir die Schulden wohl mit den Jahren ein wenig krumm gedrückt. Das ist ein wunderliches Gepäck, wenn man sich das erst auf den Hals geladen hat, wächst es da ordentlich fest. Wie manchmal im Frühjahr, wenn sich die Wiesen so schön grün machen, hält' ich Frühlingssnarr mich gern nach einem Blümlein gebückt. Aber ich hab's nicht wagen dürfen, halt wegen dem Sack auf dem Buckel.

Ein nun, man gewöhnt sich auch an das Ungute und denkt bei sich: Uadern ist auch nicht alles vergönnt. Wenn man nur allzeit das rechte Blätzlein herausfindet, so kann man sich die Welt doch von der Sonnenseite ansehen. Es ist immer ein Trost da, der die großen und die kleinen Uebel aufwiegt. So befinn' ich mich jeden Tag dreimal darauf, daß das Anneli, unser Sorgenkind, jetzt neben einem braven, angeesehenen Mann nicht so schwer mit dem Leben zu tun hat, wie

ihre Mutter in jungen Tagen. Ich kann ihren Strampelbuben nie auf den Arm nehmen, ohne an jene böse und doch gute Stunde unterm Mühlenwehr zu denken, und immer muß ich staunen und mich wundern, wie sich alles so überaus merkwürdig hat zutragen können.

Wenn mein Vater selig noch das Leben hätte, wenn er mir zusehen könnte, wie ich in meinem eigenen Holz den Christbaum abhaue, wenn er meinen neuen blauangestrichenen Gestellwagen sähe mit den zwei Röhren davor — die notabene mir gehören, — wißt ihr, was mein Vater dann zu mir sagen würde? Bub, für deine himmlische Seligkeit gäb' ich dir nicht fünf Rappen. Denn mit rechten Dingen kann das eineweg nicht zugegangen sein.

